

Indien:
Aufbruch am
Koel Karo
Seite 6

Nepal:
Hilfe schenkt
neues Leben
Seite 12

Sambia:
Lehrerin Lillian
kämpft für Kinder
Seite 16

Indien

- 4 Besuchergruppe: Bitte recht freundlich!
- 6 Aufbruch am Koel Karo
- 10 Gossner Kirche:
Ausbruch aus dem »Container«

Nepal

- 12 Friedensprozess: Ins Stocken geraten
- 12 Ein neues Leben geschenkt
- 14 Jubiläum: Christen blicken nach vorn

Sambia

- 16 Lillian Banda: »Mit Gottes Hilfe geht alles«
- 20 Vier Stunden bewusstlos am Straßenrand

Deutschland

- 26 Vergessene Menschen
an vergessenen Orten

Jahresthema

- 28 Empowerment: Wie Gottes Kraft
in den Schwächsten wirkt

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 15 Was macht eigentlich ...?
- 23 Ideen & Aktionen
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



6



12



16



25

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



beim Durchblättern werden Sie eines un-schwer feststellen können: Bei der Gossner Mission gab es in diesem Herbst einen eindeutigen Schwerpunkt. Vier Gäste aus Indien waren vier Wochen lang in Deutschland unterwegs; sie haben Gemeinden besucht, Freundeskreise und Schulen; sie haben das Gespräch gesucht mit Hartz IV-Empfängern, mit Betriebsräten und Arbeitslosen-Initiativen. Es waren spannende Wochen mit vielen guten und intensiven Begegnungen; und viele Gespräche werden sicherlich nachwirken. Auf beiden Seiten.

Für unsere kleine Dienststelle – das geben wir gern zu – ist die Organisation solcher intensiver Partnerschaftsbegegnungen aber auch ein Kraftakt, den wir nur bewältigen können, weil so viele Gossner-Freundinnen und -Freunde vor Ort uns unterstützen: indem sie mit vorbereiten, Besuche organisieren, Fahrdienste übernehmen, Unterkunft zur Verfügung stellen, als Dolmetscher fungieren und und und. Dafür wollen wir auch an dieser Stelle ganz herzlich Danke sagen!

Was Sie sonst noch lesen können in diesem Heft? Sowohl in Nepal als auch in Sambia richten wir den Blick auf das Schicksal Einzelner, die unter Armut und Ausgrenztheit leiden. In Nepal sind es zwei Kinder, denen die Gossner Mission »ein neues Leben geschenkt hat« (Zitat der Ärztin, Seite 12). Auch in Sambia brauchen vor allem die Kinder Hilfe: Dafür kämpft die Lehrerin Lillian Banda unermüdlich (Seite 16) – gemeinsam mit der Gossner Mission, die drei neue Schulgebäude finanzieren will. Dafür allerdings brauchen wir Ihre Unterstützung!

Ihnen eine gute Zeit,

Ihre Jutta Klimmt

(jutta.klimmt@gossner-mission.de)

Titelbild: Ein fröhliches Lächeln trotz Armut.
Eingefangen in Lusakas Stadtteil Kalingalinga bei
Familie Mutale. (Mehr auf Seite 20)

Spenden bis 30.09.2007: 180.994,32 EUR
Spendenansatz für 2007: 300.000,00 EUR

180.994,32 EUR
300.000,00 EUR

»Und er verschwand vor ihnen.« (Lukas 24,31)

Auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus gehen zwei Jünger. Stellen Sie sich vor, wir selbst sind es, die da auf dem Weg gehen. Der eine Jünger kommt aus Deutschland, der andere kommt aus Indien oder Afrika. Wir gehen zusammen denselben Weg durch Zeiten.

Wir stützen uns und sprechen miteinander, wie einst die Emmausjünger. Es ist ein besonderes Gespräch. In der Ursprache steht für das Sprechen hier ein besonderes Wort. Es bedeutet unter anderem auch predigen und auslegen. Es ist also ein Gespräch, in dem der gemeinsame Weg durch die Zeit auf Gottes Wirken hin gedeutet wird. Und in dieses Gespräch tritt der Herr selbst ein.

Blicken wir in die Geschichte, so gibt es ein Beispiel der Weggemeinschaft mit Jesus: Das Wirken der Gossner-Missionare begann in den Straßen Kalkuttas, bei den Schuhputzern und Dienstmädchen. Dann gingen sie nach Ranchi. Fünf Jahre wirkten sie ohne Ergebnis. Dann kamen vier Männer vom Adivasi-Volk der Oraun und fragten. Sie wollten Christus sehen. Die Missionare nahmen sie mit zu den Armen, für die sie sorgten. Die vier ließen sich daraufhin taufen. Seitdem sind wir als Weggemeinschaft der Gossner Mission unterwegs und suchen Christus zu begegnen in der Fürsorge für Ausgrenzte.

Das ist gewissermaßen wie bei den Emmausjüngern unsere

Predigt, und so der Herr will, ist er mitten darin. So weit, so gut. Doch die Geschichte der Emmausjünger geht ja weiter. Die Jünger wollen gern das einmal Erkannte und für ihren Weg Richtige festhalten. Sie laden deshalb den Herrn ein, mit ihnen zu speisen. Es ist beinahe eine Vorwegnahme des himmlischen Mahles, einer himmlischen Gemeinschaft. Doch die Jünger haben sich getäuscht, denn »er verschwand vor ihnen«. Zur gleichen Zeit werden ihnen die Augen geöffnet.

Wofür? Der Herr war unter ihnen, als sie ihn nicht erwartet hatten, und er ließ sich nicht dort behalten. Denn diese himmlische Gemeinschaft steht noch aus. »Eia, wär´n wir da«, heißt es im Weihnachtslied. Blicken wir einmal auf unsere Weggemeinschaft und lassen wir uns in Frage stellen. Natürlich, die soziale Frage sehen wir als das Wichtigste in unserer Arbeit an. Aber ist sie es auch wirklich und ist in ihr der Herr gegenwärtig? Das entscheidet Er. Wir leben und handeln im Vorletzten. Ob Er dabei ist, liegt nicht in unserer Aktivität. Das sollte uns auch entlasten. Der gemeinsame Weg führt erst zur vollen Gemeinschaft, in der wir mit ihm am himmlischen Mahl sitzen dürfen. Bis dahin gehen wir auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus.



**Pfr. Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor
der Gossner Mission**

Bitte recht freundlich!

Deutschland-Besuch: Erlebnisse mit der Kamera eingefangen

Es war dunkel und kalt, als die Besuchergruppe in Ostfriesland eintraf. Dann bog das Auto ein nach Hinrichsfehn – und sofort läuteten die Glocken, und der Posaunenchor spielte. Blumen wurden überreicht. Welch herzlicher Empfang!

Vier Gäste aus Indien waren vier Wochen lang in Deutschland zu Gast, um Gemeinden, Gruppen und Freundeskreise zu besuchen. Viele solcher Erlebnisse und Geschichten wie diese aus Ostfriesland ließen

sich erzählen. »Es war eine schöne Zeit; und sie ist in unsere Herzen eingeschrieben«, betonten die Besucher, als sie wieder nach Hause reisten. Und viele Dankesworte an alle ehrenamtlichen Kräfte, an Freunde, Gast-

geber und Gesprächspartner folgten.

Die Besuche und Gespräche im einzelnen aufzuführen, dafür fehlt hier leider der Platz. Aber wie haben unsere indischen Freunde die vier Wochen in



Deutschland aus ihrer Sicht erlebt? Was empfanden sie als fremd, was als besonders eindrucklich? Blicken wir auf die Besuchsreise zurück und fangen wir Momentaufnahmen ein – durch die Kamera-Linse des indischen Missionsdirektors Hemrom.

➔ Mehr auf den Seiten 6, 10 und 26



Großes Foto: Neelima Indwar im Hafen von Emden.

Kleine Fotos: Sight-seeing in Berlin. Schulprogramm in Lippe. Zum Frauen-Bibelkurs nach Eisenhüttenstadt. Ostfriesland begeistert mit herzlichem Empfang und Gewächshäusern. Gruppenfoto mit Grundschulern in Eisenhüttenstadt. Kantor Grosch an der Orgel. Begegnung in Lübbenau mit Spreewaldfahrt. Landwirtschaft in Ostfriesland. Apfelelrnte.

Aufbruch am Koel Karo

Aus dem Widerstand erwächst Zukunft

Zu den vier Gästen aus Indien, die nun vier Wochen lang Gemeinden und Einrichtungen in Deutschland besuchten, gehörten zwei Bürgerrechtler, Neelima Indwar sowie Rejan Guria, der 35-jährige Generalsekretär der Bürgerbewegung im Koel-Karo-Gebiet. Am Flussgebiet Koel Karo wollte die indische Regierung mehr als 30 Jahre lang einen Staudamm bauen, für den 250 Dörfer hätten evakuiert werden müssen. Der Widerstand der Bevölkerung hat das verhindert.

? Rejan Guria und Neelima Indwar, Sie sind in die Bewegung am Koel Karo gleichsam hineingewachsen?

Rejan Guria: In meinem 19. Lebensjahr bin ich Sekretär der Volksorganisation »Jan Sangatan«

am Koel Karo geworden, die gegen den Bau des Staudamms protestiert hat. Seit fünf Jahren bin ich Generalsekretär.

Neelima Indwar: Als Frau erlebe ich unmittelbar, wie hart unser Leben ist und welche Einschrän-

kungen uns auferlegt werden. Die Frauen haben die Familien zu ernähren und für die Kinder zu sorgen, auch für deren Ausbildung. Wenn nicht genug zum Essen da ist, dann müssen die Frauen für Abhilfe sorgen. So war es keine Frage, dass sich



auch die Frauen am Widerstand gegen den Staudamm beteiligen, und dass der Widerstand gewaltlos geblieben ist, dazu haben maßgeblich die Frauen beigetragen. Bei den Männern gerät manches schnell außer Kontrolle.

? Wie ist denn die Rolle der Frauen bei solchen Gelegenheiten?

Neelima Indwar: Um ein Beispiel zu nennen: 1984 wurden 150 Soldaten an den Koel Karo

geschickt, um ein Arbeiter-Camp aufzubauen und die ersten Bautrupps zu schützen. Die Situation war sehr angespannt, denn jeder konnte sehen, dass die Aktion als Provokation gedacht war. Ein Aufbegehren aber hätte man von staatlicher Seite mit Gewalt beantwortet. Wir Frauen haben aber deutlich gemacht, dass wir eine Eskalation verhindern werden. Wir haben um das Camp eine Sitzblockade organisiert, jeden Tag neu, und so die Soldaten von Nachschub und Wasser abge-

schnitten. Damit konnten sie nicht umgehen. Nach zehn Tagen wurden sie nervös und fing an zu rülpeln. Wir haben schnell mehr Frauen dazu geholt und die Soldaten mit Schlamm beworfen. Als Symbol. Wer sich schmutzig benimmt, soll auch schmutzig aussehen. Kurz darauf haben sie um Erlaubnis gebeten, abziehen zu dürfen.

? 40 Jahre ist in eurer Region Widerstand geleistet worden gegen die Zerstörung durch das Staudammprojekt. Wie hat sich diese Erfahrung auf die Gemeinschaft und die Zukunftshoffnung ausgewirkt?

Rejan Guria: Vom Staudamm wären 250 Dörfer, rund 16.350 Familien, betroffen gewesen. Um unseren Widerstand zu brechen, hat die Regierung seit mehr als 30 Jahren keine Investition mehr in die Infrastruktur der Region geleistet: in Schulen, Gesundheit oder Versorgung. Das hat unseren Widerstandswillen nicht anfechten können, auch nicht das Massaker von 2001, als bei einer friedlichen Demonstration mehrere Opfer zu beklagen waren. Heute sagen die Menschen in unseren Dörfern: »Wir sind es den Märtyrern schuldig, nicht nachzulassen im Widerstand. Wir wollen der Regierung zeigen, dass eine andere Entwicklung möglich ist.« Und da wir zudem befürchten, dass die Regierungspläne wieder aus der Schublade gezogen werden, wenn wir in unserer Wachsamkeit nachlassen, wollen wir eigene, sozial verträgliche Entwicklungspläne verwirklichen.

Neelima Indwar: In meinem Dorf, das muss ich zugeben, war es manchmal schwer, die Menschen vom Widerstand zu überzeugen. Dort wohnen auch von außen kommende Nicht-Adivasi, die einen starken Einfluss ausüben. Aber seitdem es unsere eigenen Entwicklungspläne gibt, haben alle wieder neues Selbstvertrauen geschöpft.

Rejan Guria: Die einzelnen Dorfgemeinschaften, genannt »Graham Sabhas«, haben viel gelernt über ihre traditionellen Rechte und neues Selbstbewusstsein entwickelt. Unsere Gemeinschaften haben gelernt, dass wir die Entwicklung mit kleinen Schritten angehen, mit unseren eigenen Mitteln und Kräften. 40 Jahre Widerstand haben uns gezeigt, dass wir uns nur auf uns selbst verlassen können. Inzwischen glauben wir auch daran, dass nur das Bestand und Nachhaltigkeit haben wird, was wir im Wesentlichen selbst gemacht haben und selbst verantworten.

? Ich finde diese Einsichten und die Entschiedenheit sehr beeindruckend. Wie sind die heutigen Schwerpunkte Eures Programms?

Rejan Guria: Aufklärung, Bildung und Zurüstung der Menschen müssen fortgesetzt werden. Gemeinsam wollen wir dann unsere Lebensgrundlage, die Landwirtschaft, verbessern. Dazu gehört eine verbesserte Bewässerung, ebenso wie die



Produktion von organischem Dünger. Es gibt auch Bereiche, in denen wir gemeinschaftlich arbeiten werden, zum Beispiel bei der Anlage von Baumschulen und der Wiederaufforstung von Nutzholz, bei der Produktion und Vermarktung von Gemüse, bei der Saatgutbereitstellung und der Anlage von Kräutergärten. Die Kräuter und Gewürze werden weithin für den Eigenbedarf und nur zum Teil für den Markt angebaut. Für den Verkauf auf dem Markt sind die Früchte der Obstbaumplantagen und die Konservierung, Verarbeitung und Trocknung von Früchten vorgesehen.

Neelima Indwar: Die Frauen haben schon lange begriffen,

dass sie nur sich selbst helfen können und in Solidarität zusammenstehen müssen. Wenn unsere Töchter als Pfand für Schulden beim Geldverleiher in die Städte vermittelt werden sollen, dann verhindern wir es. Wir sagen ihnen, was ihnen dort angetan wird und kaufen die Schulden gemeinsam aus. Für solche und andere Gelegenheiten haben wir mit Kleinkreditgenossenschaften begonnen, in denen Frauen kleine Einlagen haben. Auch lassen sich Frauen heute über ihre Rechte informieren. Wir klären uns nicht nur gegenseitig

auf, sondern wir leisten auch ganz praktisch Beistand bei Behördengängen. Eine einzelne Frau wird in den Ämtern gern ignoriert oder eingeschüchtert, aber wenn fünf ihr beistehen, sieht das ganz anders aus. Viele Interessen aber haben Frauen und Männer gemeinsam: bessere Schulen und Bildung,

» **Dass der Widerstand am Koel Karo gewaltlos geblieben ist, dazu haben maßgeblich die Frauen beigetragen.** «

Neelima Indwar, Frauenrechtlerin

Gesundheit, Hygiene, aber vor allem der Erhalt des Zuhauses.

? Es klingt immer wieder an, dass es um den Erhalt Eurer Heimat geht, dass ihr die Programme weitgehend in eigener Verantwortung und mit eigenen Mitteln durchführen wollt.



Rejan Guria und Neelima Indwar stehen Rede und Antwort: Beide setzen sich seit vielen Jahren für die Menschen am Koel Karo ein.

Rejan Guria: Wir gehen davon aus, dass wir zunächst Experten und Trainer brauchen, die uns ausbilden und bei unseren Programmen Orientierung geben. Solche Experten wünschen wir uns am liebsten in der Vermittlung der Gossner Kirche. Wir sind vorsichtig gegenüber Fremden. Bei der Gossner Kirche sind wir sicher, dass die Begleiter auch in einem längeren Prozess zu uns stehen. Langfristig wollen wir aber unsere eigenen Experten, begabte junge Leute aus unseren Dörfern, ausbilden. Auch hier hat die Kirche ihre Unterstützung zugesagt. Allerdings brauchen wir für bestimmte Entwicklungen der

Infrastruktur auch finanzielle Unterstützung von außen, z. B. für die Gesundheitsversorgung und für Polikliniken, ebenso für Schulen und die Verbesserung der Unterrichtsqualität. Hier wird sich zeigen, in wieweit wir die Regierung überzeugen können, das uns Zustehende zu tun.

Neelima Indwar: Wir möchten abschließend euch und allen Freunden der Gossner Mission herzlich danken für die Freundschaft, die wir erfahren haben, für die Gespräche, den Austausch, die gemeinsamen Beratungen, die uns geholfen haben, unsere Positionen besser abzu-

klären. Wir sind dankbar für die Fürbitte und die Unterstützung. Der Besuch in Deutschland hat uns gezeigt, dass auch hier Menschen am Rande der Gesellschaft neue Schritte probieren und dass sie durch die Gossner Mission Ermutigung und Solidarität finden. Lasst uns einander beistehen.

➔ Lesen Sie mehr auf Seite 26.

Das Interview führte
Pfr. Bernd Krause,
Asienreferent

Die Kirche ist kein Container

Gossner Kirche stellt sich ihrer sozialen Verantwortung

Wie geht es in der Gossner Kirche weiter? Eine schwierige Frage, die man mir beim Besuch in Deutschland oft gestellt hat. In Indien ist vieles im Umbruch, auch in unserer Kirche. Wir wollen uns auf die Herausforderungen einlassen, und dabei lernt die Gesamtkirche von den Erfahrungen unserer Diözese in Assam.

Wenn man in das Leitungssamt berufen wird, hat man neben der Ehre auch die schwere Bürde der Verantwortung für die Zukunft der Kirche und der Gemeinschaften in ihr. Wie kann man dieser gerecht werden? In mehreren Partnerschaftskonsultationen mit Vertretern von Gossner Kirche und Gossner Mission haben wir in den vergangenen Jahren gemeinsam Empfehlungen für die Zukunft ausgearbeitet. Diese Empfehlungen sind ein Zukunftsprogramm, auf das unsere Kirche aufbauen kann.

So habe ich (nach der Wahl zum Leitenden Bischof im Herbst 2006, Anm. d. Red.) eine große Veränderung in der Kirche wahrgenommen; in breiten Kreisen ist ein Bewusstsein für die soziale Verantwortung der Kirche entstanden. Dieses Bewusstsein ist wachsend. Wir sehen aber häufig auch, dass der gute Wille allein nicht ausreicht, dass für Aktionen in der Gemeinschaft und für veränderndes Handeln auch Techniken und Managementfähigkeiten unerlässlich sind.

Gute Pläne sind immer schon verbunden mit der Frage, wie sie umzusetzen sind und was man einzubringen hat. So spüren wir in der Gossner Kirche die Verantwortung, Menschen



Nelson Lakra, früher Bischof in Assam, ist seit 2006 »Moderator« Leitender Bischof der Gossner Kirche.

zuzurüsten, sie zu bestärken, das zu tun, was sie gemeinsam tun wollen. Dafür haben wir viele unterschiedliche Seminare, Trainings und Qualifizierungen sowie Einkommen schaffende Programme organisiert. Das alles war nur möglich dank des Verständnisses und der großzügigen Unterstützung unserer Partner in Deutschland. Diese Trainingsprogramme sind eine wichtige Voraussetzung, aber noch nicht die ganze Lösung. Wir sehen, dass wir Fachleute in der Kirche brauchen, mit nützlichen Erfahrungen und der Fähigkeit zu bestärkenden Beratungen. Vor allem aber brauchen wir eines: Zeit und Geduld.

In all den Herausforderungen, die ich als Leitender Bischof der Gossner Kirche erlebe, waren für mich die Erfahrungen aus meiner Heimat Assam sehr wichtig. Dort haben wir gelernt, die Dinge Schritt für Schritt anzugehen.

Der erste Schritt heißt, neues Selbstbewusstsein zu entwickeln und an der Wiederherstellung von Identität und Würde zu arbeiten. Das alles geschieht bereits in den Gemeinden. Und wenn man gemeinsam Herausforderungen und Aufgaben erkennt, dann stärkt man durch das Miteinander auch die Motivation und die Bereitschaft zu handeln.

Der zweite Schritt ermöglicht, die gegebenen Ressourcen – Mittel und Gaben – zu entdecken, um die Probleme zu überwinden und gemeinsam Strategien zu entwickeln, um die Lebensverhältnisse zu verändern. Wenn etwa eine arme Familie es schafft, Geld einzusparen, dies in kleinen Kreditgenossenschaften anzulegen und für die Entwicklung von neuen Einkommen schaffenden Maßnahmen einzusetzen, dann erzeugt das ein neues Selbstbewusstsein, das sich auch auf das Selbstvertrauen der Gemeinschaft positiv auswirkt.

Im dritten Schritt stehen dann die Gemeinschaften zusammen, um füreinander einzutreten und ihre Rechte durchzusetzen. Dazu bedarf es verschiedener Aufklärungsprogramme, aber auch praktischer Aktionen. In Assam wissen meine Leute inzwischen, dass auch die Parlamentsabgeordneten von uns in Anspruch genommen werden können, denn sie sind von uns abhängig und wollen wieder gewählt werden. Wir lassen uns nicht mit billigen Versprechungen abspeisen. Wir zeigen ihnen, dass sie daran gemessen werden, wie sie sich für unsere Anliegen einsetzen.

All diese Erfahrungen aus Assam zeigen, was in der Kirche insgesamt möglich ist. Die Kirche ist kein Container, in den wir die Menschen hinein holen und in dem wir das Alltagsleben vergessen, um allein den Blick auf das ewige Leben auszurichten. Aber lange Zeit hat die Mehrzahl unserer Pfarrer in Indien ihre Aufgabe darin gesehen. Viele unserer Pfarrer und Dorfdiakone fühlen sich daher jetzt unsicher.

In Assam haben wir Trainings- und Empowermentprogramme (s. auch Seite 28) für die Pracharakas (Dorfdiakone) über zwei bis drei Jahre hinweg berufsbegleitend organisiert. So entwickelten sie zusätzliche Motivation, aber auch neue Fähigkeiten. Am Ende waren alle begeistert und begierig darauf, in ihren Gemeinden andere anzuleiten und das Gelernte umzusetzen. Allerdings war auch hier ein Kreis von erfahrenen Beratern wichtig, die das Engagement vor Ort begleiteten. Ein ähnliches Trainingsprogramm haben wir nun auch in der Gesamtkirche begonnen.



Die Kirche stellt sich zunehmend ihrer sozialen Verantwortung. Für die Adivasi ist diese ohnehin eine Selbstverständlichkeit: Auf dem Lande legen die Frauen jeden Tag ein wenig Reis beiseite, um sonntags ihren Beitrag zur Kollekte auch dann leisten zu können, wenn sie kein Bargeld besitzen.

All diese neuen Aufbrüche und Initiativen tragen zu einer Belebung des kirchlichen Lebens bei. Ich bin überzeugt, dass dadurch auch die geistliche Kraft der Gemeinden gestärkt wird. Aber das ist schwierig zu beurteilen, denn von der spirituellen Kraft leben wir alle. Was allerdings schon deutlich erkennbar wird, ist, dass diejenigen, die ein Training absolviert haben und sich mit den Menschen in Projekten engagieren, näher »dran sind« am Leben der Menschen.

Zurück zur Ausgangsfrage nach zukunftsweisenden Programmen. Wir haben die Zukunft nicht in unserer Hand, sondern Gott hat sie für uns berei-

tet. Mit den begonnenen Programmen ist nicht alles schon perfekt, aber wir versuchen, das Machbare zu tun; das zu entdecken, was Gott für uns bereit hält. Sicher gibt es noch viele Problembereiche und Schwerfälligkeiten, aber wir hoffen, dass auch in diesen Bereichen Ermutigung und Aufbruch wachsen werden. Wir haben nicht uns selbst zu suchen, sondern den Spuren Jesu Christi und seiner Mission nachzufolgen.

Nelson Lakra,
Leitender Bischof
der Gossner Kirche

Friedensprozess: Ins Stocken geraten

Die Friedensverhandlungen in Nepal, seit 2006 im Gange, sind im September ins Stocken geraten: Die für den 22. November geplante Wahl einer Verfassungsgebenden Versammlung wurde – zunächst auf unbestimmte Zeit – verschoben. In anschließenden Gesprächen wurde dann März 2008 als Wahlzeitraum ins Auge gefasst.

In Berlin traf sich im September die deutsche Nepal-Lobby, zu der auch die Gossner Mission gehört, zu einem Fachgespräch mit Repräsentant/innen verschiedener Nichtregierungsorganisationen aus Nepal. Anschließend verabschiedeten die sieben Veranstalter (neben Gossner Mission u. a. amnesty international, Evangelischer Entwicklungsdienst, Misereor, Adivasi Koordination) Empfehlungen an die Mitglieder des Deutschen Bundestages und an die Bundesregierung. Ihre Forderung an die deutsche Politik: die Demokratisierung und den Friedensprozess in Nepal unterstützen.

So wird die Bundesregierung u. a. aufgefordert, gemeinsam mit ihren europäischen Partnern darauf zu drängen, dass ethnische und religiöse Minderheiten, Dalits und Frauen in die laufenden politischen Entscheidungs- und sozialen Integrationsprozesse in Nepal mit einbezogen werden. Auch sollten alle Menschenrechtsverletzungen (frühere und aktuelle) mit Nachdruck untersucht werden, einschließlich des Schicksals von Hunderten Verschwundener. Fordern möge die Bundesregierung auch, dass die Meinungsfreiheit in Nepal sichergestellt wird.



Ein neues Leben geschenkt

Nach dem Bürgerkrieg: Kinder leiden unter

Der Bürgerkrieg ist zu Ende. Doch die Verletzungen sitzen tief, die Menschen sind traumatisiert. Sie leiden unter Ängsten, unter Schmerzen, unter Verlusten. Die Gossner Mission hilft den Opfern des Bürgerkriegs bei der Aufarbeitung ihrer Gewalterfahrungen, aber sie leistet auch ganz konkrete Unterstützung. Zwei Kinder bekommen nun eine neue Chance.

Seit mehreren Jahren arbeitet Dr. Martina Bungert als Ärztin und Psychotherapeutin in Nepal. Und immer wieder wird sie in ihrer Arbeit mit Menschen konfrontiert, die tief traumatisiert sind, die direkt oder indirekt unter den Folgen des Bürgerkrieges leiden, der zehn Jahre lang zwischen den maoistischen Aufständischen und den Regierungstruppen des Königs schwelte.

Wie bei allen bewaffneten Auseinandersetzungen waren es auch in Nepal die Kinder, die

um ihre Zukunft betrogen wurden. Mütter, Väter, Geschwister starben oder verschwanden in der Haft, Schulen wurden geschlossen, Felder über Jahre hinweg nicht bebaut. Viele Familien sind völlig verarmt. Und auch viele Kinder selbst wurden in die Auseinandersetzungen mit hineingezogen.

So lebt in Rolpa ein Junge, zwischen 16 und 18 Jahren alt, der von einer Bombe schwer verletzt und mehrfach operiert wurde. Er ist komplett taub, kann



den Folgen

nicht schreiben, kann mit niemandem kommunizieren. Die Familie verkaufte ihr Land, um die Operationen bezahlen zu können. »Doch der Junge fiel weiterhin durch sein psychotisches und desorientiertes Verhalten auf. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um Nachwirkungen von häufigen epileptischen Anfällen handelte, die wiederum durch seine schwere Hirnverletzung bedingt waren«, berichtet Dr. Bungert.

Als dann seine Mutter ein weiteres Kind bekam, um das sie sich intensiv kümmern musste, veränderte der Junge sich weiter und wurde zeitweise sehr depressiv.

»Es gibt in Rolpa zwei Lehrer, die in Zeichensprache ausgebildet sind. Wir haben einen dieser

Lehrer gebeten, den Jungen zu Hause zu unterrichten. Auch seine Familie soll die Zeichensprache erlernen, damit sie mit ihm besser kommunizieren kann. Zurzeit ist die Familie völlig hilflos und mit der Situation überfordert«, so Dr. Bungert, die sich mit ihrer Bitte an die Gossner Mission wandte. »Wir konnten



Dr. Martina Bungert (links) betreut seit vielen Jahren in Nepal Menschen, die durch den Bürgerkrieg traumatisiert sind.

aus Soforthilfe-Mitteln vier Monate Sprachtraining selbst finanzieren. Doch der Junge und seine Familie sollten zumindest ein Jahr lang Unterricht erhalten, damit er wirklich eine Chance für die Zukunft hat. Wie es dann weitergehen wird, werden wir sehen.« Bei der Finanzierung der restlichen Monate sprang nun die Gossner Mission ein.

In einem anderen Städtchen, Salyan, lebt ein siebenjähriges Mädchen, das im Alter von zwei Jahren mit seiner Mutter in ein Kreuzfeuer geriet. Die Maoisten schossen vom Boden aus, die Armee aus der Luft von ihren Helikoptern herunter. Die Mutter wurde verletzt, das Kind fiel aus dem Tragetuch und litt fortan unter einer Brustverletzung,

unter Atemlosigkeit und geringer Belastbarkeit. Alle nahmen an, die Brustverletzung habe diese Folgen ausgelöst.

»Doch nach meiner Untersuchung stellte sich heraus, dass das Kind einen angeborenen Herzfehler hatte, der operiert werden musste«, betont die Ärztin. Keine große OP, aber immerhin eine Herz-OP. Das Gangalal-Herzhospital in Kathmandu erklärte sich bereit, die Operation kostenlos durchzuführen.

»Aber das allein reichte ja nicht aus. Sollten wir das siebenjährige Mädchen allein aus dem Dorf nach Kathmandu ins Krankenhaus schicken? Unmöglich. Die Familie aber ist arm und kann sich die Reise nicht leisten.«

Auch hier konnte mit Unterstützung der Gossner Mission geholfen werden. Aus den Mitteln, die Dr. Bungert zur Verfügung gestellt worden waren, wurden die Reise von Kind und Mutter nach Kathmandu finanziert, die Unterkunft der Mutter sowie die Medikamente und die Untersuchung vor der OP.

Mittlerweile ist das Mädchen erfolgreich operiert und wieder zu Hause. »Es geht ihr gut, und die Familie begrüßt uns glücklich, wenn wir zu Besuch kommen«, erzählt Martina Bungert. »Es klingt vielleicht pathetisch, aber die Gossner Mission hat diesen zwei Menschen ein neues Leben geschenkt.«

**Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin**

Christen blicken nach vorn

Gemeinde-Jubiläum: Zunächst verfolgt und ausgestoßen

Bitterarm und völlig isoliert: So war Nepal bis in die 50er Jahre hinein. Dann bereiste der Ornithologe Dr. Flemming das Land – und war erschüttert ob der Zustände. Zahlreiche Christen kamen, um Hilfe zu bringen, und bald wurden die ersten Kirchengemeinden gegründet – obwohl die nepalischen Christen staatlicher Verfolgung ausgesetzt waren. Die Gyaneshwar-Gemeinde in Kathmandu kann in diesem Jahr Jubiläum feiern.

Als 1950 die ersten Missionarinnen nach Pokhara im Westen Nepals kamen, wurden sie von Nepalis begleitet, die in Indien lebten und dort getauft worden waren. Diese halfen den Engländerinnen, eine Krankenstation einzurichten. Zwei Jahre später

Krankenhaus für das Volk einzurichten. Nur zu gern folgte sie der Einladung. Mit ihr kamen Krankenschwestern aus England, Amerika und Skandinavien. Schon bald folgten ihnen medizinisches Fachpersonal, Laboranten, Röntgen-Assistenten und ausgebildete Lehrschwestern aus Darjeeling/Indien.

In Darjeeling wohnen viele Nepali, die indische Staatsangehörige sind. Die meisten sind Christen. Einige von ihnen wollten nun endlich, nachdem Nepals Grenzen langsam geöffnet wurden, dorthin zurück, um den bitterarmen Menschen zu helfen. So passte es ihnen nur zu gut, dass 1952 die »United Mission to Nepal« als internationale christliche Organisation gegründet wurde, die »den Menschen in Nepal im Sinne und im Namen Jesu dienen wollte«.

Als ich im Januar 1963 nach Nepal kam, existierten die »Nepal Evangelistic Band« in Pokhara, die inzwischen ein Krankenhaus

und eine Station für Lepra-Kranke eingerichtet hatte, und die »United Mission to Nepal« in Kathmandu, die nicht nur Gesundheitsarbeit betrieb, sondern auch Schulen gegründet hatte und später auch Handwerker-, Land- und Forstwirtschaftsprojekte einrichtete. Damals, 1963, gab es in ganz Nepal knapp 100 nepalische Christen.

In Pokhara hatte sich eine kleine Gemeinde gegründet, die sich um die Missionarinnen scharte. In Kathmandu gab es die »American Church« für die Amerikaner und andere Diplomaten, es gab die »Putali Sadak Church«, von Indern eingerichtet, hauptsächlich für Inder und andere Ausländer. Die Gottesdienste wurden in englischer Sprache gehalten.

Und dann gab es die kleine nepalische Gemeinde. Zu ihr gehörten etwa 25 nepalische Christen und einige der Darjeeling-Christen. Robert Karthak, ein junger Mann aus Darjeeling, hatte die Leitung übernommen. Die kleine Gruppe traf sich damals auf dem Dachboden eines großen Rana-Palastes. Die Gottesdienste wurden natürlich in nepalisch gehalten und die ersten Lieder, die gesungen wurden, waren europäische Choräle, die in Dar-



So sahen die Anfänge aus: die Gyaneshwar-Gemeinde in ihrem ersten eigenen Gebäude. An der Giebelwand: »Jesus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.«

kamen die ersten Missionare nach Kathmandu, um dort mit medizinischer Arbeit zu beginnen.

Die Amerikanerin Dr. Bethel Flemming, Frau des Vogelforschers Dr. Robert Flemming, war vom König gebeten worden, ein

Was macht eigentlich ...

unsere Arbeit in der UMN?

Bernd Krause
antwortet:



Die Gossner Mission begann ihre Arbeit in Nepal 1968: als Mitglied der Vereinigten Nepalmission, der »United Mission to Nepal« (UMN). Diese hat sich seit den 50er Jahren große Verdienste erworben, indem sie auf vielfältige Weise die Geschicke des Landes begleitet und mitgestaltet hat. Zahlreiche Projekte in den Fachgebieten Gesundheit, ländliche Entwicklung, Bildung sowie Wasserkraft und Industrieentwicklung haben das Leben vieler Menschen verändert. Später kamen weitere Arbeitsfelder für die Gossner Mission hinzu: So unterstützte sie in den Zeiten des Bürgerkriegs verstärkt die Friedensbemühungen des Nationalen Christenrats und dessen Eintreten für die Menschenrechte. Auch die christliche Organisation HDCS (Human Development and Community Service), die immer mehr die Rolle eines Diakonischen Werks einnimmt, ist Partner der Gossner Mission in Nepal.

Die UMN hat sich in den Jahren des Bürgerkriegs stark verschlankt und ihre Arbeit verändert. Viele ihrer Einrichtungen, Krankenhäuser, Gesundheitsstationen etc., sind an nepalische Träger übergeben worden. Im Sommer 2007 nun hat sie neue Mindestanforderungen für die Mitgliedschaft aufgestellt: 20.000 Euro jährlich müssen die Mitgliedsorganisationen zahlen. Für die Gossner Mission ist diese hohe Summe Anlass, ihre Arbeitsschwerpunkte in Nepal zu überdenken. Wie die Veränderungen aussehen werden, wird in den zuständigen Gremien beraten.

jeeling ins Nepalische übersetzt worden waren. Dazu gehörten auch einige Paul-Gerhard-Lieder und andere deutsche Choräle.

Erst langsam begannen die Nepali, ihre eigenen Lieder zu dichten und sie mit Melodien zu versehen. Eine Liturgie gab es nicht in diesen Gottesdiensten. Man kam, betete, sang, ließ sich von Robert-Daju (dem »großen Bruder Robert«) die Bibel erklären, sang, betete und ging gestärkt nach Hause. So ähnlich ist es auch heute noch. Nur gibt es inzwischen mehrere hundert nepalische Lieder mit original nepalischen Texten und Melodien, die auf nepalischen Instrumenten gespielt werden. Es wird viel gesungen in nepalischen Gottesdiensten und auch sehr viel gebetet. Die Predigten sind meistens länger als bei uns, es können auch mal 45 oder 60 Minuten werden. Aber die Menschen, die zu den Gottesdiensten kommen, hören gebannt zu, sie singen mit lauter Stimme und beten alle laut mit. Die Gottesdienste sind sehr lebhaft.

Die damals so kleine Gemeinde von Robert Karthak hat später ein eigenes kleines Gemeindehaus gebaut. Zunächst war es



Robert Karthak

eine kahle Halle aus Ziegelsteinen. Inzwischen wurde mehrmals angebaut, und nun treffen sich jeden Samstag mehrere hun-


dert Menschen hier zum Gottesdienst. Die Gemeinde hat fünf oder sieben Zweiggemeinden, in denen sich auch jeweils meh-

rere hundert Menschen treffen. Einmal im Monat hält man einen gemeinsamen Abendmahlsgottesdienst. Daran nehmen 2000 bis 3000 Menschen teil. Vor dem Gemeindehaus werden dann Zelte aufgebaut, und Lautsprecher ermöglichen es den draußen Sitzenden, am Gottesdienst teilzunehmen. Nach wie vor ist Robert Karthak der Gemeindeleiter.

Er hat schon früh angefangen, Gemeindeälteste auszubilden, die in den Zweiggemeinden die Verantwortung übernehmen, die ihm aber auch in der Leitung der inzwischen fast 5000 Mitglieder zählenden Gemeinde helfen. Zur Gemeindeleitung gehören auch Frauen – ungewöhnlich genug in diesem Land! Auf dem Grundstück der Gemeinde steht nun auch ein christliches Altenheim, in das alte, alleinstehende Frauen und Männer aufgenommen werden, wenn sie keine Familie haben, die für sie sorgen können.

Im November 2007 feiert diese Gemeinde ihr 50-jähriges Bestehen. Wer hätte damals daran gedacht, dass es eine so große Gemeinde in Nepal geben könnte! Viele der ersten Christen wurden verfolgt, einige von ihnen waren um ihres Glaubens willen im Gefängnis. Auch heute ist noch keine christliche Gemeinde registriert oder von der Regierung anerkannt. Aber die Zahl der Christen im Land wächst! Aus der kleinen Gruppe vor 50 Jahren ist eine echte Bewegung entstanden.

Dorothea Friederici,
Nepal-Kennerin
und frühere Gossner-
Mitarbeiterin



Sambia

»Mit Gottes Hilfe geht alles«

Lehrerin Lillian kämpft für »ihre« Kinder

Sie kann keine Minute still sitzen. Immer unter Strom, immer voller Pläne: Das ist Lillian Banda, Lehrerin an der Gossner-Vorschule Nkonkwa. Die 34-jährige weiß, was sie will. »Die Kinder in Sambia müssen lernen, viel lernen, damit sie die Chance haben, diesen Staub, diesen Schmutz, diese Hoffnungslosigkeit zu überwinden.«



Das Projektgebiet der Gossner Mission in Naluyanda: eine Dorfregion nördlich der Hauptstadt, in der rund 15.000 Menschen wohnen. Eine baumlose Ebene, karg, von der Erosion zerfressen und überall – in den weit verstreuten Hütten, auf Kleidern, Stühlen, auf der Wäsche, die in der Sonne trocknet – Sand, roter Sand.

Wer einmal Naluyanda besucht hat, der erinnert sich später an diesen roten Sand – und an Lillian Banda. Das hat sicher mit ihrem überbordenden Temperament zu tun, aber auch mit ihrer Energie und ihrem unbändigen Willen, anderen Menschen, vor allem den Kindern, zu helfen.

Lillian wohnt seit 15 Jahren in dieser Region. Mit ihrem älteren Bruder kam sie hierher. Der war Soldat und in Lusaka stationiert, und weil ihre Eltern arm waren und Lillian in der Nordprovinz keine Zukunft für sich sah, kam sie mit. Sie lernte ihren späteren Mann kennen, bekam Kinder und hätte eine

» Ohne den Besuch einer Vorschule haben die Kinder keine Chance im Leben. «

Lillian Banda, Lehrerin

ganz normale »Frau vom Lande« sein können, sich um Haus und Hof und die Kinder kümmernd. Aber damit gab sie sich nicht zufrieden.

»Ich will, dass es meinen Kindern später besser geht. Dass sie einen Beruf erlernen und ein Auskommen haben. Hier im Dorf gibt es keinen Strom; der nächste Brunnen ist drei Kilometer

entfernt, und die Hauptstadt – obwohl sie so nah ist – ist für mich zu Fuß und mit den vier Kindern beinahe unerreichbar. Das Leben meiner Kinder soll anders aussehen«, sagt sie selbstbewusst. Und so begann sie schon vor Jahren, ihren Ältesten gemeinsam mit den Nachbarkindern vor der eigenen Hütte zu unterrichten. Ob sie dafür ausgebildet sei? Lillian lacht. Ausgebildet? »Ich habe die zwölfte Klasse absolviert!«, sagt sie und lässt keinen Zweifel daran, dass sie auf diesen Schulabschluss stolz ist. Zu Recht.

Denn Unterricht in den dörflichen Regionen Sambias, das bedeutet oftmals: still auf dem Boden kauern, zuhören, keinen Stift und kein Übungsheft besitzen, keine Hausaufgaben machen können. Und immer wieder alles wiederholen, was die Lehrerin vorsagt – damit es sich möglichst lange und tief ins Gedächtnis einprägt. So wird Lesen gelernt, Schreiben, Rechnen – und natürlich Englisch, für die Kinder in den Dörfern eine

Fremdsprache, in Sambia aber Landessprache, die bei jedem Behördengang, in jedem Beruf beherrscht werden muss.

Lillian gründete also irgendwann ihre eigene kleine Vorschule in einem eigens von ihr errichteten kleinen Gebäude neben ihrer Wohnhütte. Daraus wurde später die Vorschule Nkonkwa, eine von vier Gossner-Vorschulen im Projektgebiet Naluyanda. Damit wurde zum einen der Bestand der Schule gesichert, zum anderen sollte eine gewisse Unterrichtsqualität garantiert werden,



denn den Lehrerinnen und Lehrern im Projektgebiet steht jedes Jahr eine Woche Fortbildung zu. Auch bekommt Lillian nun ein reguläres Gehalt.

Im vergangenen Jahr stellte sich dann heraus, dass das von ihr errichtete Gebäude nicht mehr ausreichte. Dank der Spenden des Gospelchors Bochum unter Leiterin Angelika Henrichs sowie des Vereins Makarantha konnte die Gossner Mission ein neues Gebäude errichten, das im Frühjahr – wenn auch noch ohne Fenster und Bodenbelag – feierlich eingeweiht wurde. Hier unterrichten Lillian und ein zweiter Lehrer die Vorschulkinder in Lesen und Schreiben, Rechnen, Singen, Malen und in englischer Sprache.

»Ohne den Besuch einer Vorschule haben die Kinder später in den staatlichen Schulen keine Chance. Denn daheim müssen sie im Haus und auf dem Feld helfen. Keiner zeigt ihnen, wie man einen Stift oder eine Schere hält, und keiner redet englisch mit ihnen«, erklärt Lillian, während sie, ihren Jüngsten immer auf dem Rücken, voller Stolz das kleine neue Schulgebäude präsentiert. Sofort laufen von



Bei der Scheidung wurden alle drei Häuser Lillians Mann zugesprochen.

Lillians ganzer Stolz ist die neue Vorschule (rechts). Hier beweisen die Kinder ihr Können – auch in den Ferien. Und Lillians jüngster ist immer dabei.

allen Seiten Kinder herbei. Dass dann für die fremden Gäste erst mal – trotz Ferien – ein frisch erlerntes englisches Lied gesungen wird, versteht sich von selbst.

Und dann rückt Lillian, die auch in der Aufforstungs- und in der Anti-Aidskampagne engagiert ist, mit ihren weiteren Plänen heraus. Natürlich braucht die Schule nicht nur Fenster und Putz, sondern auch Schränke, eine Wanduhr und eine Schulglocke. Und die Kinder brauchen Übungshefte und Stifte. Und schön wäre, wenn der von der Gossner Mission geplante Brunnen neben der Schule bald in die Realität umgesetzt werden könnte. »Damit wir Trinkwasser haben, für die Kinder und unsere Baumschule.« Spricht es und deckt uns gleich mit weiteren Aufträgen ein. Wenn wir sie das nächste Mal besuchen, dann möchten wir doch bitte leere Plastikflaschen aus dem Supermarkt mitbringen, die sonst weggeworfen werden, hier im Dorfgebiet aber von Nutzen sind: »Die kann ich sammeln und den Kindern mitgeben, damit sie Wasser dann von zu Hause oder von den Brunnen auf ihrem Schulweg mitbringen.«

Schon jetzt freut sie sich darauf, dass die Mangobäume in der frisch angelegten Baumschule einmal Früchte tragen werden, die die Mädchen und Jungen dann ernten können. Und einen kleinen Laden vor der Schule könnte sie sich auch vorstellen. Dort könnte man Gemüse, Süßigkeiten und Schulhefte verkaufen – und der Erlös sollte der Schule zugute kommen.

Was sie sonst noch braucht? Lillian verstummt. Dann spricht sie doch weiter, leiser jetzt. Im vergangenen Jahr, während ihrer vierten Schwangerschaft, hat sich ihr Mann mit einer anderen Frau eingelassen. Für Lillian war das nicht akzeptabel. Das Ehepaar hat sich getrennt, aber der Dorfälteste hat bei der Scheidung das gemeinsame Grundstück so geteilt, dass alle drei Häuser – Wohn-, Koch- und Vorratshaus – auf dem Gelände ihres Mannes stehen. Lillian muss mit ihren vier Kindern nun sehen, wie sie zurecht kommt.

»Es ist nicht einfach«, gibt sie zu. Sie will für ihre Familie drei neue Hütten errichten, doch der Zementpreis hat sich in den vergangenen Monaten verdoppelt. Außerdem macht sie sich Sorgen

um Tochter Bupe (»Geschenk«). Die Neunjährige kam mit einer Behinderung zur Welt; den weiten Weg zur nächsten Grundschule kann sie nicht täglich bewältigen. Sie soll daher ein Internat besuchen, denn weiter zur Schule gehen soll sie auf jeden Fall. Aber Neubau und Internat – dafür reicht Lillians karges Lehrerinnengehalt nicht aus. Sie hat einen hohen Kredit aufnehmen müssen, für den sie monatlich hohe Summen zurückzahlt.

»Mit dem Kredit werde ich es schon schaffen«, sagt Lillian kämpferisch. »Und mit Gottes Hilfe.« Ihren kleinen Sohn, der nach der Trennung zur Welt kam, hat sie übrigens »Blessed« getauft: »Gesegnet«.



Bitte unterstützen Sie unsere Vorschulen in Naluyanda: Beachten Sie den Projektauftrag auf der Rückseite.

**Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin**

Vier Stunden bewusstlos am Straßenrand

Elidja und Familie Mutale: Zwei Fälle von vielen

Für uns als »Verbindungsleute« der Gossner Mission in Sambia stehen tagtäglich zahlreiche Aufgaben und Fragen an, die diskutiert, geklärt und gelöst werden wollen. Brunnenbau, Vorschule, Abholzung, Einkommen schaffende Maßnahmen. Aber sehr oft sind es nicht die großen Fragen, sondern die »kleinen Fälle« am Rande, die uns auf Trab halten – und berühren.

Da ist zum Beispiel der 19-jährige Sohn von Jenny Kahyata, unserer Projektmitarbeiterin in Naluyanda. Elidja fährt eines Tages gemeinsam mit einem Freund mit dem Fahrrad auf der »Great North«, der einzigen geteerten Straße, die von Lusaka nach Norden führt. Gegen 18 Uhr muss es passiert sein, wir wissen es nicht genau. Wahrscheinlich war es so: Die beiden Jungs stießen gegeneinander, oder ein Dritter war involviert. Elidja knallte mit dem Kopf auf die Straße und war sofort bewusstlos.

Elidja liegt vier Stunden am Straßenrand. Vorbeifahrende halten ihn für tot. Sterbende oder gar Tote nehmen Sambier nicht gern in ihr Auto. Dann alarmiert jemand die Polizei. Die bringt ihn erst auf die Polizeistation, dann in ein nahegelegenes Dorf. Dort erkennt ihn zufällig jemand.



Jenny Kahyata sorgte sich tagelang um ihren Sohn Elidja.

stellen, es gibt keine äußeren Verletzungen, Blut ist aber aus den Ohren gekommen.

Als ich Sonntagmittag von dem Unfall höre und ins Krankenhaus fahre, ist Elidja noch immer bewusstlos, aber er bewegt sich immerhin manchmal. Dienstag und Mittwoch wieder ins Kranken-

haus, wo Familienmitglieder Tag und Nacht am Krankenbett wachen. Auch am Donnerstag hat sich Elidjas Zustand nicht wesentlich verändert. Aber immer-

hin: Manchmal erwacht er aus dem Tiefschlaf, kann aber nicht sprechen und nicht aufstehen. Erst am Donnerstag finden wir jemanden in der Klinik, der etwas kompetentere Auskunft geben kann: Der Junge sei bislang eigentlich nur beobachtet worden, sagt er, und es wurden ihm Antibiotika verabreicht.

Die Mutter hatte den Arzt nicht ein einziges Mal sprechen können, vielleicht hatte sie sich nicht getraut, resolut genug aufzutreten und Auskunft über den Zustand ihres Sohnes zu verlangen. Wir hatten noch am Montag Emails nach Deutschland gesandt. Ein Bruder ist Anästhesist und Unfallarzt, ein Freund Leiter der Neurochirurgie eines Krankenhauses in Oldenburg. Alle helfen sofort, alle sagen übereinstimmend: »Um zu wissen, wie schwer die inneren Verletzungen sind, muss dringend eine Computertomographie (CT) gemacht werden.«

Am vierten Tag nach dem Unfall gelingt es uns zum ersten Mal, mit dem Arzt des Krankenhauses in Lusaka zu sprechen. Seine Auskunft: »Wir haben keine andere Möglichkeit als abzuwarten und zu hoffen.« Das Sicherste sei natürlich, eine CT zu machen; der einzige Platz in Lu-

»Der schwer verletzte Elidja wird auf die Ladefläche des Autos gelegt, die Mutter sitzt tröstend dabei.«

Jenny wird alarmiert. Nachts um zwei wird er in das größte Krankenhaus Lusakas, das »University Teaching Hospital (UTH)«, gebracht. Man kann nichts fest-



Beim Besuch bei Familie Mutale in Lusakas Stadtteil Kalingalinga sind alle Kinder des Viertels ruckzuck auf der Auto-Ladefläche. Um Tracy und Trevor sorgt sich Mutter Ruth Mutale besonders: Die beiden Albino-Kinder leiden unter der starken Sonneneinstrahlung.

saka, wo diese gemacht werden könne, sei das UTH, aber leider sei der CT-Apparat kaputt, schon seit längerer Zeit und wahrscheinlich für längere Zeit. Eine CT könne man in ganz Sambia nur noch in Kitwe, einer Großstadt im Norden, machen, etwa 350 Kilometer von Lusaka ent-

fernt. Mit dem Rettungsflugzeug würde der Transport 7000 Euro kosten. Zu teuer.

Mit dem Krankenwagen aber will der Rettungsdienst Elidja nicht transportieren. Das sei zu gefährlich wegen der extremen Schlaglöcher und den Erschütterungen. Der behan-

delnde Arzt meint jedoch, der Transport auf der Straße sei vertretbar, wenn auch nicht ohne Risiko. Elidja aber in Lusaka zu lassen und abzuwarten, könne ein größeres Risiko sein. Also legen wir unser Auto, einen Pick up, mit ein paar Matratzen aus, um Elidja darauf

nach Kitwe zu bringen. Seine Mutter sitzt neben ihm auf der Ladefläche, tröstet ihren Sohn.

Kitwe, Chinesisch-Sambisches Freundschaftskrankenhaus. CT-Ergebnis: Kopf-Operation nicht nötig. Wichtiger, so sagen die Ärzte, ist jede Art von gezielter, fachlich kompetenter Ergo-, Physio- und anderer Therapie. Nach Elidjas Rückkehr nach Lusaka kommt eine Physio-Therapeutin täglich jeweils zehn Minuten ans Krankenbett, um Jenny zu zeigen, welche Übungen sie mit ihrem Sohn machen muss. Fünf Tage später wird der Junge nach Hause entlassen. In sein Dorf. Kein Wasser, keinen Strom, keine ärztliche Aufsicht, keine Physiotherapie.

Ihn in intensiver Pflege in einer (nach deutschen Vorstellungen) akzeptabel eingerichteten Reha-Klinik mit wirklich gutem Fachpersonal unterbringen? Gibt es in Sambia nicht. Und wenn, wäre es unbezahlbar. Allein die Fahrt nach Kitwe, die CT und der Aufenthalt dort haben bereits 700 Euro gekostet, die Jenny nicht aufbringen kann.

Ein weiterer »Einzelfall«. Da ist die Familie von Dominic Mutale, einem früheren Mitarbeiter der Gossner Mission. Er und seine Frau Ruth haben vier Kinder, davon zwei Albinos, Tracy ist acht, Trevor sieben, beide besonders anfällig für Krankheiten, und beide leiden unter der starken Sonneneinstrahlung. Sonnenschutzmittel sind für die Familie aber unerschwinglich. Tracy und Trevor haben Geschwüre am Kopf und an den Händen, die



bislang nur unzureichend behandelt wurden. Ob sie sich völlig heilen lassen, ist nicht sicher, vielleicht kann man sie aber besser in den Griff bekommen.

Dominic bat uns nun eines Tages um Hilfe, weil er die Schulgebühren für seine Kinder nicht mehr bezahlen könne. Beim Besuch bei der Familie stellt sich heraus, dass Dominic seit Monaten mit einer anderen Frau zusammen lebt. Seine Frau Ruth hat Tränen in den Augen, als sie davon erzählt. Ihr Mann gebe ihr und den Kindern seit Monaten keinen einzigen Kwacha mehr. Und ihr neues Haus ist zwar außen fertig, wenn auch unverputzt, einige Fenster sind mit Pappe statt mit Glas geschlossen. Drinnen aber sind nur die nackten Wände und der nackte Boden, keine Zimmerdecke. Vor allem aber: Die Wände zwischen den Zimmern sind nur halb hoch. Das Geld ging aus. Und die mit Lehmziegeln errichtete Außentoilette im Garten ist durch starke Regengüsse langsam in sich zusammengesunken. Die Räume können deshalb nicht vermietet werden. Ohne Toilette keine Untermieter. Ohne

Untermieter kein Zusatzeinkommen.

Wie soll die siebenköpfige Familie (es gibt noch zwei jüngere arbeitslose Brüder von Ruth) überleben?

Eine festes Toilettenhaus kostet umgerechnet 1000 Euro, das Hochziehen der Zimmerwände, die dringendsten Reparaturen und die Fensterscheiben noch mal fast das gleiche.

In vielen solcher Notlagen konnten wir bislang helfen, weil wir Unterstützung bei anderen fanden, die auf unsere spontanen Anfragen ebenso spontan und großzügig reagierten. Dafür danken wir. Weitere solcher »Einzelfälle« werden aber sicherlich an uns herangetragen werden. Zwar konnte bereits ein Fonds für solche Notfälle angelegt werden, aber der ist immer wieder schnell erschöpft.

Bei Elidja haben wir uns damals eine Frage gestellt, die unser Tun gelenkt hat: »Wie würden wir handeln, wenn er unser eigener Sohn wäre ...?«

Peter Röhrig,
Mitarbeiter in Sambia

2. Advent im Blick

Seit über zehn Jahren gestaltet der Sambia-Kreis der Ev. Versöhnungsgemeinde Wiesbaden den Gottesdienst am 2. Advent. Dazu gehört die Auswahl der Bibeltexte, die Erarbeitung des Predigtthemas etc. »Das ist nicht immer leicht, bedeutet aber große Bereicherung und Freude«, betonen Gunhild Arnold und Elisabeth Krockert vom Sambia-Arbeitskreis.

Gottesdienst



Auf Sendung

Rourkela: 50 Jahre später

Das Stahlwerk Rourkela wurde vor mehr als 50 Jahren mit deutscher Hilfe im Siedlungsgebiet der Adivasi errichtet. Als junger deutscher Mitarbeiter ging damals auch Manfred Tiefensee nach Rourkela. Heute macht er als Mitglied der Adivasi-Koordination und des Gossner-Freundeskreises Ostfriesland auf die negativen Seiten von Industrialisierung und Globalisierung aufmerksam. So lud Tiefensee im Oktober zu Vorträgen und einer Tagung zu dem Thema in die VHS Wilhelmshaven ein und war zu Gast in mehreren Rundfunksendungen. Im kommenden Jahr sollen weitere Vorträge und Ausstellungen folgen. Jetzt schon fand das Engagement des Wilhelmshavener große Beachtung in der Öffentlichkeit.

Bienenhotel und Spendenessen: Erlös geht nach Indien

»Gott sei Dank, dass es Bienen gibt!«, lachte Pfarrer Jörg-Stefan Tiessen von der evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Lage (Lippe) und meinte damit ausnahmsweise nicht das Informationsblatt der Gossner Mission, das von den »Insidern« nur »Biene« genannt wird, weil es auf die Publikation »Die Biene auf dem Missionsfelde« zurückgeht. Nein, der Pfarrer sprach von »echten« Bienen. Um zum Erhalt der bedrohten Wildbienen beizutragen, hatten die Kindergottesdienst-Gruppen der Kirchengemeinde ein »Wildbienen-Hotel« gebaut, das beim Erntedankfest der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Das »Wildbienen-Hotel Lage« dient den geflügelten Insekten künftig als Nisthilfe.

Unterstützt wurden die Kinder vom Imkerverein Lage. Bambusstäbe wurden in Konservendosen gestopft; Löcher in Baumscheiben gebohrt; Ziegelsteine in Lehmbetten gepackt ... Schließlich war das Bienenhotel fertig und wurde an der sonnigen Gartenseite des Gemeindehauses verankert.

Damit aber gaben sich die Erbauer nicht zufrieden. Der Imkerverein hatte zum Erntedankfest Stände aufgebaut. Hier wurden Kerzen gedreht, Rähmchen für Waben gebastelt und Baumscheiben für ein Bienen-Haus im heimischen Garten gesägt. Konfirmanden-Eltern und die Hartz-IV-Selbsthilfegruppe servierten ein Spendenessen. Der Erlös wurde den beiden indischen Bischöfen Lakra und Hemrom bei deren Besuch in Lippe übergeben.

Benefizaktion

Mit Gesang und Tanz die Gäste begrüßt

Seit Jahren schon unterhält die Grundschule Lage-Ehrentrup (Lippe) eine Partnerschaft zur »Bethesda High School« in Tezpur/Assam (Indien). Briefe, Bilder und kleine Geschenke gehen hin und her, und zum Schuljahresanfang rief die Ehrentruper Schule wieder zu Spenden auf: Im Einschulungsgottesdienst kamen bei der Kollekte 150 Euro zusammen, die über die Gossner Mission nach Tezpur geleitet wurden. »So haben auch die neuen Eltern gleich von unserer Schulpartnerschaft nach Indien erfahren«, freute sich Konrektorin Annette Brüggemann. Groß

Partnerschaft



war die Freude, als im Oktober dann mit Bischof Lakra wieder ein Gast aus Assam die Ehrentruper besuchte und aus Tezpur berichtete. Empfangen wurden er und seine Begleiter und Begleiterin mit fröhlichem Gesang und Tanz.



Nepalischer Kartoffelsalat hilft Opfern der Monsunflut

Wenn Stadtteilstiftung ist in Hamburg-Neugraben, dann flattern dort bunte buddhistische Gebetsfahnen im Wind ... Denn alle Jahre wieder ist hier das Nepalteam der Ev. Michaelis-Kirchengemeinde mit von der Partie, informiert über Nepal, verkauft Schmuck und nepalischen Kartoffelsalat. Und so hat sich das Fest zu einem Treffpunkt für in Norddeutschland lebende Nepalis entwickelt. »Ich finde, das ist eine schöne Entwicklung«, freut sich Martina Meyer vom Nepalteam. Dank Stadtteilstiftung, Open-Air-Gottesdienst, Benefizkonzert des Kirchenchores und Kleiderkammer konnten die Hamburger insgesamt 1.800 Euro für die Opfer der Monsunflut in Nepal überweisen.

Fluthilfe

Ausstellung

»Indien in Lippe«: Bilder begeisterten Besucher

»Wir danken Ihnen, dass Sie diese wunderbaren Bilder mit nach Bad Meinberg gebracht haben.« Ein Eintrag im Gästebuch, der exemplarisch war. Denn bei der dreitägigen Veranstaltung »Indien in Lippe« – von der Kurstadt Bad Meinberg organisiert – war die Bilder-Ausstellung »Khowar und Sohrai« des Lippischen Gossner-Freundeskreises nicht nur Publikums-magnet, sondern sie beeindruckte und berührte viele AusstellungsbesucherInnen tief.



Auf Reisen

Unterwegs in Indien

Es hat schon Tradition: In den Herbstferien brach wieder eine Reisegruppe nach Indien auf, um unter der Leitung von Ursula Hecker Land und Leute vor allem im Bundesstaat Jharkhand



kennen zu lernen. Hier ist die Gossner Kirche zu Hause. In diesem Jahr stand zudem eine dritte Woche in Nepal auf dem Reiseprogramm, und fünf der Reisenden nutzen die Gelegenheit, um zuvor einen mehrtägigen Abstecher nach Rourkela zu machen.



Die ausgestellten Bilder stammten von Adivasi-Frauen, die seit Jahrtausenden mit Erdfarben Tier- und Landschaftsmotive auf die Wände ihrer Lehmhäuser malen. Doch immer mehr Dörfer müssen dem Braunkohle-Tagebau weichen. Von den 14 ausgestellten Bildern in Lippe wurden sechs verkauft: Der Erlös von 900 Euro kommt den entwurzelten Adivasi-Dorfgemeinschaften zugute.

Ergänzend zur Ausstellung verkaufte der Lippische Freundeskreis der Gossner Mission fair gehandelte Adivasi-Produkte und lud zudem zur Andacht im



Auf Geschenke verzichtet

Keine Geschenke und Blumen, sondern Spenden für einen guten Zweck – darum baten in den vergangenen Monaten wieder zahlreiche Gossner-Freundinnen und -Freunde.

So sammelte das Ehepaar Henrichs aus Bochum anlässlich seiner Eisernen Hochzeit für das geplante Lehrerhaus in Nkonkwa/Sambia: 375 Euro kamen dabei zusammen. Diese wurden um 300 Euro aufgestockt durch eine spontane Spendenaktion des Gospelchores Bochum-Stiepel beim Chor-Wochenende im August. Das Ehepaar Rodtmann aus Berlin freute sich auf die Segnung seiner Zwillinge und überwies nach dem Fest 392 Euro für die Vorschule Mukumbwanyama in Sambia. Für Sambia waren auch die Spenden anlässlich des 70. Geburtstages von Elisabeth Kraft bestimmt: 2054 Euro für die Schule Masuku gingen bei der Gossner Mission ein. (Auf die Notsituation in der Schule hatte der Lehrer Jerry Muleya aufmerksam gemacht: Acht Schüler teilen sich dort ein Buch, zwei oder drei eine Matratze.)

Geburtstagsspenden aus Flensburg über 1900 Euro werden dem Theologischen College in Ranchi zugute kommen. Und Ursula von Lingen-Senda und Hachiro Senda baten zu ihrer Silberhochzeit ebenfalls um Spenden: 1330 Euro flossen dem Dschungelkrankenhaus in Amgaon zu.

Diesen und allen anderen Unterstützerinnen und Unterstützern ein herzliches Danke!

Danke!



Kurpark und zu »kritischen Gesprächen zum Hinduismus« ein: In diesen Gesprächsrunden

beleuchtete Pfarrer Dieter Hecker, dass der Hinduismus, der sich nach außen gern tolerant gibt, nicht nur schöne Seiten hat: Das Kastensystem besteht in der Realität in Indien noch immer und führt dazu, dass Millionen Menschen in der Gesellschaft ausgegrenzt und unterdrückt werden.

Vergessene Menschen an vergessenen Orten

Deutsch-indische Begegnungen von Lage bis Lübbenau

Für Neelima Indwar und Rejan Guria, beide aus Indien, ist es der erste Besuch in Deutschland, der erste Besuch im Ausland überhaupt. »Welches Bild von Deutschland habt Ihr?«, frage ich beide bei unserem ersten Treffen. »Dass Deutschland ein reiches Land ist«, erfolgt die prompte Antwort. Dass auch in Deutschland Menschen am Rande der Gesellschaft und an der Schwelle zur Armut leben, muss erst entdeckt werden.

Vier Gäste aus Indien waren mehrere Wochen lang in Deutschland zu Gast, neben Bischof Lakra und Missionsdirektor Hemrom auch zwei Bürgerrechtler, Neelima Indwar und Rejan Guria.

»Habt Ihr Ärzte?« »Gehen Eure Kinder zur Schule?« »Müssen Eure Kinder mit auf den Feldern arbeiten?« Es sind die Fragen des Alltags, die die Mitglieder der Hartz IV-Gruppe in Lage (Lippe) vor allem interessieren, als sie mit Neelima und Rejan zusammensitzen.

Über diese Fragen geschieht allmähliche Annäherung, entdeckt man grundlegende Unterschiede in den Lebensbedingungen hier und dort wie auch gewisse Ähnlichkeiten. Dass Menschen Haus und Hof verlassen müssen, weil Braunkohle abgebaut wird, ist in Lübbenau in der Lausitz (Brandenburg) nicht unbekannt. Aber Rejans Bericht über Staudammprojekte und Kohleabbau in Nordindien und über gänzlich ausbleibende Entschädigungen für die, die ihr Land verlieren, passt ganz und gar nicht zum Bild eines zivilen Umgangs miteinander in der Gesellschaft und ruft beim Besuch in Lübbenau Empörung und Kopfschütteln hervor.



Neelima Indwar, Rejan Guria, Missionsdirektor Hemrom und Bischof Lakra (vorne, von links) beim Besuch in Emden. Als Begleiter dabei: Dieter Hecker und Michael Schaper.

Menschen reagieren sehr sensibel auf die Verletzung ihrer Würde. Das wird in allen Gesprächen der indischen Besucher, sei es in Lage, Lübbenau oder Emden, sehr deutlich und verbindet in spontaner Solidarität. »Ich fühle mich hier ein bisschen wie zu Hause«, bekennt der indische Bischof Hemrom in der Diskussion darüber, was sich in Lübbenau in den letzten 15 Jahren verändert hat. Zuvor haben die Lübbenauer ihren Gästen

diese Veränderungen erläutert: »Dass alles nur noch nach dem Geld geht.« »Dass die Menschen sich im Hausgang nicht mehr grüßen, dass sie vereinzeln.« »Dass das zu DDR-Zeiten anders war.« Blicke vom Rand und von unten auf unseren Turbokapitalismus.

Die vierzig Jahre des entschiedenen Kampfs gegen die geplanten Staudämme in Koel Karo (Indien) rufen in den Gesprächsgruppen Bewunderung hervor.

Dahinter steht die emsige, akribische, alltägliche Arbeit von Menschen wie Neelima und Rejan, die von Dorf zu Dorf gehen und den Widerstand organisieren.

So hat Neelima eine Initiative von Frauen mit begründet, die Kompost sammeln, der auf den Märkten verkauft wird. Mit dem Erlös wird den Familien eine neue Perspektive eröffnet. Die

Würde zu bewahren? Und helfen wir uns nicht auch selbst dazu in kleinen Schritten?«, sagen dazu die Frauen in Lübbenau.

Ein Sprung nach Ostfriesland. Die Jugendwerkstatt des Kirchenkreises in Emden leidet schwer unter den Regeln der Hartz IV-Gesetzgebung. Die jungen Menschen dürfen nur noch ein halbes Jahr bleiben, begleitender Unterricht fällt ganz weg. »Viele

»Wie ist das bei Euch?«, kommt die Gegenfrage. »In Koel Karo sind siebzig Prozent der Einwohner Christen, fast alle sind Bauern. Das heißt, alle sind von der Situation unmittelbar betroffen«, berichtet Rejan Guria. Kirche ist dort Teil der Volksbewegung, sie ist nicht Kirche für die Armen, sondern Kirche der Armen! »Dies ist sicher ein wesentlicher Unterschied zwischen der Situation in Indien und der in Deutschland.«

Und auch bei diesem Thema sind es die kleinen Dinge, die den Gästen auffallen und die sie hervorheben: »Dass Ihr den Menschen Eure Tür öffnet, dass Ihr sie einladet. Dass Ihr ihnen zuhört«, findet Rejan Guria ganz wichtig.

Es sind die vergessenen Menschen an vergessenen Orten, die Jesus aufgesucht, unter denen er gelebt hat und von denen er sich hat inspirieren lassen. Man findet diese Menschen überall, in den Dörfern des indischen Hochlandes ebenso wie in den Wohnquartieren deutscher Städte. Wir sollten zu ihnen gehen und ihnen zuhören.



Bei der Gesprächsrunde in Lübbenau entdecken beide Seiten Parallelen. Dass aber Menschen ohne Entschädigung enteignet werden, wie es vielen Adivasi immer wieder passiert ist, das ruft bei den Lübbenauern Ungläubigkeit und Empörung hervor.

Frage an Neelima, wie man vierzig Jahre Auseinandersetzung mit der indischen Regierung durchstehen kann, führt zur Darstellung der vielen kleinen unscheinbaren Initiativen, mit denen ein menschenwürdiges Zusammenleben gestaltet wird. Das Mikrokredit-Programm der Frauen etwa in den Dörfern der Adivasi ist eine solche Initiative.

»Geht es bei uns, trotz aller Unterschiede in den Bedingungen, nicht auch darum, unsere

sind schlicht demotiviert und haben erhebliche Disziplinprobleme«, berichtet Georg Hübl, Leiter der Werkstatt. Er und seine Kollegin, Hella Gemblar, sind selbst in der Situation, dass sie nur Ein-Jahres-Verträge bekommen. »Im Herbst müssen wir um die Verlängerung bangen.«

Dennoch findet die Initiative des Kirchenkreises Emden große Anerkennung bei unseren indischen Gästen: »Kirche tut was!« Sie hilft!

➔ Mehr zum Koel Karo: Seite 6

Michael Sturm, Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste



Wie Gottes Kraft in den Schwächsten mächtig wird

Jahresthema 2007/2008: Ermutigung für die Ausgegrenzten

Wir wollen den Blick im kommenden Jahr verstärkt auf all jene lenken, die ihre Würde unter schwierigsten Bedingungen, in Armut und Ausgegrenztheit, wahren. Sie kämpfen für eine gerechtere Zukunft und ein selbstbestimmtes Leben. Aber sie brauchen Ermutigung und professionellen Rat; sie brauchen „Empowerment“.

»Community organising« und »Empowerment«: zwei Begriffe, die für die Arbeit der Gossner Mission große Bedeutung haben. Es sind Worte aus der englischsprachigen Sozialtheorie, für die es bislang keine gute und zutreffende Übersetzung gibt. Die nachfolgenden Überlegungen können vielleicht helfen.

Bei der ersten Reise in ein fremdes Land bleiben Eindrücke, Geschichten und Bilder am stärksten haften. Bei meiner ersten Indienreise besuchten wir ein abgelegenes Dorf. Bald brach die Dunkelheit herein, und wir saßen, auf das Essen wartend, um das Feuer herum.

Dabei wurde manche Geschichte wach. Ein Dorfbewohner erzählte: Die Notlage der Familie hatte ihn gezwungen, weit entfernt Geld zu verdienen, und so hatte ihn sein Weg an viele Stellen in Indien geführt: zur Armee in Kaschmir, zur Eisenbahn in Südindien und zum

Kohlebau in Assam. Viele Jahre hatte er voller Sehnsucht nach der Heimat verbracht. Nun aber hatte er Arbeit in einer Kohlenmine 20 Kilometer entfernt gefunden. Er sei endlich heimgekehrt und glücklich. Sein Fazit: »Jeder Mensch braucht eine Gemeinschaft, in der er Traurigkeit und Leid, aber auch Freude und Glück teilen kann!«

Viele Menschen können diese Sehnsucht gut verstehen. Sie tragen in sich die Hoffnung, Teil einer Gemeinschaft zu sein, die trägt und in der sie Kraft und neue Möglichkeiten finden. Die Kerzen der Montagsgebete in der ehemaligen DDR waren damals ebenfalls ein Zeichen solcher gemeinsamer Kraft.

In vielen ihrer Partnerschaften erlebt die Gossner Mission immer wieder, dass Menschen von Politikern oder der Verwaltung nur wahrgenommen werden, wenn sie als Gemeinschaft auftreten. Die großen »Graham-

Sabah-Steine«, die zunehmend vor allen Adivasi-Dörfern in Indien errichtet werden, sind Ausdruck der Gemeinschaft und neuen Selbstvertrauens.

Gemeinsam behauptet man seine Würde und verteidigt seine Rechte. Aber Gemeinschaft macht das Leben auch leichter und schöner. Ein Beispiel aus dem Dorf Magwanpur in Nepal. Dort ist es üblich, dass vor dem Pflügen und Pflanzen Dung auf den Feldern verteilt wird. Und so kämpfte sich an einem schönen Herbsttag eine Frau stundenlang mit ihrer Tochter und Schwiegertochter verbissen und verbittert Schritt für Schritt den Hügel hinauf, mit den schweren, mit Mist gefüllten Körben auf dem Kopf. Zur selben Zeit waren auf der entgegengesetzten Seite des Hügels ebenfalls Menschen mit Körben unterwegs, aber bei all der Mühe lachend und scherzend. In diesem Dorf lief bereits seit zwei



Jahren ein Programm von »Community organising« und informeller Bildung, und die Menschen hatten entdeckt, dass Dinge, die man sonst mit Qual und Verbissenheit allein erledigt, gemeinschaftlich leichter fallen. Und so halfen sich die Familien gegenseitig bei den schweren Arbeiten und hatten gleichzeitig Zeit, gemeinsam zu essen, zu feiern und neue Pläne zu schmieden.

Diese Geschichten klingen wie Selbstverständlichkeiten und sind doch gleichsam Wunder, weil viele Menschen in gestörten Beziehungen leben, die Gemeinschaft oft auch von der Armut zerstört wird. Viele der Armen kennen seit Generationen nur ein Leben in Hoffnungslosigkeit. Wenn aber unter diesen Menschen neue Hoffnung aufbricht, dann bewirkt es neue Kräfte und Eigeninitiative.

Dies lässt sich auch in den Bekenntnisschriften unserer Kirche finden: Wenn das Evangelium, die gute Nachricht, den Menschen in Gemeinschaft nahe gebracht wird, dann kann es unter ihnen zur Erfahrung des heiligen Geistes und seiner verändernden Kraft kommen.

Auf der Weltmissionskonferenz in San Antonio 1989 haben die Delegierten dieses Geschehen, das »Empowerment«, zum

Programm erhoben. Pfingsten, die Ausgießung des heiligen Geistes, geht weiter, auch heute und nicht nur in den Pfingstkirchen. Der heilige Geist ist eine Kraft (»Power«), die sich den Menschen vermittelt, die zu neuem Mut und neuer Kraft (»Empowerment«) führen kann.


Im März diesen Jahres reisten zehn Männer und Frauen aus der Region Koel-Karo/Indien (s. Seite 6) zu einem Training für Gemeinwesenarbeit und Community organising nach Delhi. »Wir wissen jetzt, wie man die Einzelnen in der Gemeinschaft beteiligt und sie ermuntert. Wir werden dies auch unseren Leuten vermitteln«, so ihr begeistertes Fazit.

Die Spezialisten, die solche Trainings organisieren, vermitteln nüchternes Handwerkszeug: Kenntnis der Strukturen und Beziehungen, Analyse von Statistiken, Kriterien für Planung und Management. Aber sie öffnen auch die Augen für die geistliche Bedeutung von Gemeinschaft, sensibilisieren für die spirituelle Kraft und Hingabe, die man braucht.

Auch in den Gesprächen mit dem Leitenden Bischof der indischen Gossner Kirche während seines Besuches in Deutschland spielten Fragen des »Community organising« und »Empowerment« eine große Rolle. Er hat mehr-

fach betont, dass die Bereitschaft zum sozialen Engagement in seiner Kirche gewachsen ist. Viele der mitarbeitenden Geistlichen und Laien haben verstanden, dass die Kirche sich auf den Weg machen muss zu den Menschen. Dabei sehen sie aber nicht nur die Herausforderung, sich inspirieren zu lassen, sondern auch die Gefahr, an mangelnden Fähigkeiten und Kenntnissen zu scheitern. Deshalb ist Empowerment, das Rüstzeug, so wichtig. Deshalb sind so viele Trainings- und Qualifizierungsprogramme in der Gossner Kirche in Vorbereitung oder bereits angelaufen.

Die Gossner Mission will weitere Trainings, will Beratungs- und Ausbildungsprogramme unterstützen. In Übersee und in Deutschland. Damit Menschen in Würde leben können.

 Unser Jahresthema 2007/08: **In Würde leben. Ihre Spende hilft dabei.**

Spendenkonto:

Gossner Mission, EDG Kiel,
BLZ 210 602 37,
Konto 139 300.

Kennwort: WÜRDEträger

**Pfr. Bernd Krause,
Asienreferent**

Personen

Dr. Detlef Klahr folgt auf Oda-Gebbine Holze-Stäblein

Neuer Landessuperintendent des evangelisch-lutherischen Sprengels Ostfriesland der Hannoverschen Landeskirche ist Dr. Detlef Klahr (Foto: Mitte). Der 50-Jäh-



rige wurde am 30. September von der Hannoverschen Landeskirche Margot Käßmann offiziell in sein Amt eingeführt. Er ist als Delegierter seiner Landeskirche und als Nachfolger von Oda-Gebbine Holze-Stäblein auch im Kuratorium der Gossner Mission vertreten. Oda-Gebbine Holze-Stäblein, die im Sommer in Ruhestand ging, bleibt der Gossner Mission weiterhin verbunden: Im Oktober wurde sie bei einer Nachwahl des Kuratoriums zur stellvertretenden Kuratorin gewählt.

Hermann Petersen: Ein Leben für Frieden und Gerechtigkeit

Nach langer schwerer Krankheit starb Hermann Petersen, Pfarrer und Propst für Rheinhessen i. R., am 12. Juli im Alter von 71 Jahren. Damit ging ein Leben zu Ende, das bis zum Schluss geprägt war vom Einsatz für Frieden,

Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Petersen war von 1991 bis 2000 Propst für Rheinhessen und als solcher von 1992 bis 1999 für die Ev. Kirche von Hessen und Nassau (EKHN) im Kuratorium und im Mainz-Ausschuss der Gossner Mission vertreten. In den 70er Jahren war er Pfarrer auf dem Mainzer Lerchenberg; schon hier hatte er intensiven Kontakt zur Gossner Mission Mainz. Später war er maßgeblich beteiligt an den Vorbereitungen zur Überführung der Gossner Mission Mainz ins neue »Zentrum für Gesellschaftliche Verantwortung« der EKHN. Nachdem Freunde der Mainzer Arbeit im Oktober 2000 den Verein »Gossner-Haus Mainz, Arbeitswelt und Gerechtigkeit e. V.« gegründet hatten, war Petersen der erste Vorsitzende bis ins Jahr 2005.


Willy Fries: Ausstellungen zum 100. Geburtstag

In diesem Jahr wäre er 100 Jahre alt geworden: der Schweizer Maler Willy Fries, der in den Zeiten der Bekennenden Kirche der Gossner Mission nahe stand. Eines seiner berühmten Werke, »Das große Gastmahl«, ist heute



im Besitz der Gossner Mission und in der Berliner Bartholomäuskirche zu sehen. Fries zeichnete und malte die einfachen Menschen, Arme und Verzweifelte. Seine Landschaftsbilder vermit-


teln Ruhe und Erholung. Die Schweizer Willy-Fries-Stiftung begeht den Jahrestag mit verschiedenen Sonder-Ausstellungen. So werden u. a. in Zürich ab 2.12. zehn Originalbilder zum Thema »Welt ging verloren – Christ ist geboren« zu sehen sein.

 www.willy-fries.ch

Tipps und Treffs

Kurz und bündig: Infos per E-mail

Aktuell, kurz, bündig: So informiert der »newsletter« der Gossner Mission interessierte Gossner-Freundinnen und -Freunde per E-mail. Der newsletter ist eine Ergänzung zu unserer Zeitschrift und zur Homepage, die bald ein neues Gesicht erhalten soll. Möchten auch Sie künftig noch aktueller informiert werden? Dann schreiben Sie uns eine E-mail mit dem Stichwort »newsletter«. Wir nehmen Sie gern in unseren Verteiler auf.

 jutta.klimmt@gossner-mission.de

Bischöfe beim Missionsfest in Lippe

Beim Ökumene- und Missionsfest der Lippischen Landeskirche im Oktober waren auch die Gossner Mission und ihre Gäste aus Indien vertreten. Während sich interessierte Lipperinnen und Lipper im Kurgastzentrum Bad Meinberg am Info- und Verkaufstisch der Gossner Mission über




deren Arbeit informieren konnten, nahmen Bischof Lakra und Bischof Hemrom als ökumenische Gäste an einem Podiumsgespräch teil. In der Woche zuvor hatten die Gäste aus Indien Gelegenheit, u. a. den Landes-superintendenten Dr. Martin Dutzmann bei einem Indischen Essen und den Lippischen Freundeskreis bei einem gemütlichen Abend (Foto) kennen zu lernen.




»Gott loben« im Neuen Jahr

»Gott loben«: So lautet das Thema des neuen Kalenders, den die Gossner Mission gemeinsam mit anderen Missionswerken für 2008 herausgegeben hat. Großformatige, eindrucksvolle Fotos aus den Partnerländern sowie Bibelzitate in drei Sprachen bereichern den Kalender im Format 32x48.

 Zu bestellen bei: Gossner Mission, mail@gossner-mission.de oder Tel. (0 30) 2 43 44 57 50. Preis: 4,50 Euro.

Rourkela: Fortschritt ging an den Adivasi vorbei


Rourkela war vor 50 Jahren ein kleines indisches Dorf, heute ist es ein industrielles Großzentrum. Hier entstand das erste moderne Hütten- und Stahlwerk des unabhängigen Indien. Mit massiver deutscher Finanzhilfe wurde es ab Mitte der 50er Jahre aufgebaut. Noch vor zwei Generationen lebten in der Region fast ausschließlich Adivasi. An den Segnungen des Fortschritts hatten sie kaum Anteil. Im Buch »Rourkela und die Folgen – 50 Jahre industrieller Aufbau und soziale Verantwortung in der deutsch-indischen Zusammenarbeit« sind Beiträge veröffentlicht, die anlässlich einer Fachkonferenz der Adivasi-Koordination in 2006 entstanden sind.

 Draupadi Verlag, Heidelberg 2007. ISBN 978-3-937603-22-3. Preis: 17 Euro.

Zur Olympiade 2008: China im Blick

Pünktlich zum Beginn der Olympischen Spiele, die 2008 in China stattfinden, gibt das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) die Publikation »Schneller, höher, stärker – China und die Olympiade 2008« heraus. Sie enthält Beiträge deutscher und chinesischer Experten zu Schlüsselthemen. Hintergrundtexte zum sportlichen Ereignis werden eingerahmt von Analysen zur politischen, kulturellen, historischen, ökonomischen, ökologischen und (zivil-) gesellschaftlichen Situation des

Landes. Ein Schwerpunkt widmet sich Religionen und geistigen Traditionen Chinas.

 Kostenlos beim EMW zu bestellen. Um eine Spende von 5 Euro zur Deckung der Druckkosten wird gebeten. Tel. (0 40) 2 54 56 15 oder e-mail: presse@emw-d.de.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 6000 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Arnold, Gunhild: Seite 20

Hemrom, Anand Sebeyan: Seite 4-5, 26-27

Hecker, Dieter: Seite 24 (1), 31-32 (2)

Klimmt, Jutta: Seite 1, 6-9, 1-11, 12-13, 15, 16-18, 21, 32

Meyer, Marina: Seite 24 (1)

Tiefensee, Manfred: Seite 25 (1)

Wittwer, Karl-Heinz: Seite 23

und Archiv der Gossner-Mission

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Stein auf Stein

In Sikenya/Sambia wurden die Kinder buchstäblich vor die Tür gesetzt. Das Gebäude, in dem ihre Vorschule untergebracht war, wurde vom Besitzer verkauft. Jetzt findet der Unterricht im Freien statt. Die Gossner Mission will schnellstens helfen, denn die Regenzeit hat begonnen: Zwei neue Vorschulen sollen im Projektgebiet Naluyanda entstehen; in Nkonkwa ist außerdem ein zweites Gebäude für die Lehrer geplant. Lehrer und Eltern packen bei allen Arbeiten kräftig und unentgeltlich mit an. Sie stellen sogar die Steine selbst her und bringen ihre Verpflegung von zu Hause mit, so dass keine Arbeitshonorare anfallen.

Doch der Zementpreis in Sambia hat sich in den vergangenen Monaten verdoppelt. Die Gossner Mission ist daher auf Spenden angewiesen. 12.000 Euro sind für die drei Gebäude insgesamt veranschlagt.

Bitte helfen Sie: 25 Euro kostet der Kauf von zwei Sack Zement, 50 Euro ein Fensterrahmen, 70 Euro eine feste Außentür.

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission, EDG Kiel, BLZ 210 602 37,
Konto 139 300
Kennwort: Vorschulen Sambia.



Projekt